

Die rosenfingrige Morgenröte kratzt schon ganz sachte am Horizont, als wir uns von Charkiw aus auf den Weg in das Kohlerevier des Donbass machen, derzeit Kriegsgebiet zwischen der Ukraine und Russland. Unser Kleinlastwagen ist vollgepackt bis unters Dach. Sitzkissen, in Plastik verschnürt, in schreiend bunten Farben, Kartons mit Büchern. Aber was soll wohl der giftgrüne Plastiktraktor dazwischen? Wir haben gerade noch Platz: zwei ukrainische Kollegen (der Schriftsteller Serhij Zh. aus Charkiw, der Kinderbuchautor Sahko D. aus Kiew) und ich, vom ukrainischen PEN für einen Monat nach Charkiw als Gast der neu gestifteten Autorenresidenz eingeladen. Der wichtigste Mann an Bord aber ist Oleh, ein junger, bulliger Typ, unser Fahrer, ein Meister seines Faches. Und vorn an der Windschutzscheibe flattert auf und ab das Ukrainefähnchen, gelb und blau, groß genug.

Die Stadt vor dem Erwachen. Noch im Wohngebiet zwei Fabriken, eine baut Panzer, die andere Turbinen. Beide „arbeiten“ noch, wie man hier sagt. Die Weite dieser Fabrikanlagen sprengt die Vorstellungskraft des weiter westlich in Europa Lebenden. Der Raum, der hier zur Verfügung steht, scheint ohne Maß, und so wird er genutzt. Auch von den Supermärkten, die in der Stadt in großer Fülle aus dem Boden geschossen sind und weiter wachsen. Immerhin sind hier anderthalb Millionen Menschen zu versorgen.

Links die unverkennbaren Aufbauten eines Fußballstadions. Hier spielte einmal der örtliche Verein, Metallist, selbst auf europäischer Ebene. Mittlerweile ist er abgestiegen. An seiner Stelle spielt dort jetzt ein Verein aus Donezk namens Schachtar (Bergmann). „Sind auch die Spieler mit umgezogen?“, frage ich arglos. Unbewegten Gesichts antwortet Serhij: „In Donezk kann man nicht mehr wohnen.“ Das zur Europameisterschaft 2012 neu errichtete Stadion von Donezk stehe leer. Damals sei es als „Perle des Donbass“ gefeiert worden.

Durch die Lücke eines Parkplatzes zwängt sich die Sonne auf die Erde, ein orangeroter Sonnenball inzwischen. Richtig, es geht nach Süden, östliche Richtung. Nach einer Stunde Fahrt haben wir die Stadtgrenze erreicht, von zwei opulenten Säulen markiert. So etwas hatte man in sowjetischen Tagen gern. Aber es stimmt. An diesen beiden Säulen endet die Stadt wirklich. Sofort danach haben wir freies Land gewonnen. Ackerland. Auch hier sind die Dimensionen überwältigend. Und das Flache schafft zusätzlich Weite, gibt auch dem Himmel mehr Raum.

Die Äcker sind abgeerntet, Stoppelfelder. Nur Sonnenblumen stehen hier und da auf dem Feld. Mit hängenden, schwarz verbrannten Köpfen, über Kilometer hin, warten sie noch auf den Schnitt. Die meisten der leeren Äcker sind schon wieder gepflügt für die nächste Saat. Dann liegt sie aufgedeckt da, diese legendäre ukrainische Schwarzerde, schwere Schollen von dunkelstem Braun, der dieses Land seinen Reichtum und auch seine politische Wichtigkeit verdankt, seit je. Das runde Bayer-Werbeschild, an einem Acker, hätte ich vielleicht übersehen. Doch vor Tagen haben Freunde mich mit einiger Empörung auf das Wirken der deutschen Chemiefirma in der Ukraine hingewiesen und den Einsatz von Monsanto-Düngern. Seit diesem Engagement wachse in ihrem Garten nichts mehr. Mythenbildung oder



Unter Schülern und Lehrerinnen aus Avdijvda bei Donezk: in der Mitte Serhij Zh., links neben ihm Michael Zeller Foto privat

Der Krieg ist immer gleich nebenan

Schulbesuche als Dichter in der Ostukraine: Was ich als erster ausländischer Residenzschriftsteller des PEN in Charkiw erlebt habe. Von Michael Zeller

böse Wahrheit? Vor dieser Frage steht der von außen Kommende in diesem Land öfter, als ihm lieb ist.

An der Autobahnstrecke gibt es aber nicht nur Ackerboden. Es öffnet sich das „Wilde Land“. So hieß das Gelände der Kosaken einstmals (die auch Charkiw gründeten), sobald es hügelig wird, in Senken oder Schluchten hinabgeht, hoch auf die Hügel. Struppiges Buschwerk zieht sich darüber, Krüppelholz, am Horizont in fernem Dunst ein Wald, wie hinter Gaze. „Wildes Land“ ist ein passender Begriff. Selten mal gibt es auf diesen Weiten ein Zeichen für die Anwesenheit von Menschen: ein zerstreutes Dorf oder ein Gehöft oder ein Kirchlein irgendwo mit Zwiebeldach. Ein Fluss wird überquert, es geht durch einen Kiefernwald, die hohen, schlanken Stämme rostrot gefärbt von der Sonne des Herbstes.

Unsere Fahrt nach Donezk ist auf gut vier Stunden angesetzt. Die Straße Charkiw–Donezk–Rostow ist einwandfrei in Schuss. Schnurgerade zieht sie südwärts, streckenweise vierspurig. Die beiden hiesigen Kollegen haben längst ihre Köp-

fe an die Autoscheiben gelehnt und versuchen zu schlafen. Der fremde Gast ist hellwach und saugt die Bilder auf, die sich an den Rändern einer Schnellstraße abspielen. Zwei Frauen transportieren zu zweit einen Baumstamm mittlerer Größe auf einem Fahrrad. Am Bordstein ein alter Mann hinter der aufgereihten Zeile seiner Gartenäpfel. Ein Einzelner an der Haltestelle des Überlandbusses, weit und breit nur dunkelster Wald: ein Bild von bedrohlicher Verlorenheit.

Das Reisen durch eine unbekannte Gegend: Augen auf, Bilder sammeln, innerlich notieren. Das Übliche, bisher. Dann die erste leise Störung. Eine Betoninsel mitten auf der Straße. Da Oleh mit vollem Brass darauf zufährt, entdecke ich erst im letzten Moment, dass hier etwas anders ist. Zehn bis zwölf Soldaten in Uniform. Die Maschinengewehre baumeln locker an ihnen runter. Einer tritt ans Fenster, schüttelt Oleh lachend die Hand. Ein paar Scherzworte und weiter.

Wir verlassen das Betonband und fahren durch die erste Ortschaft: Slowjansk. Das breite Ortsschild ist von Maschinen-

gewehrschusslöchern übersät. Um sie herum hat jemand Blüten gemalt, in hellen Farben. Die Einschüsse sehen aus wie Blumen. Das sieht richtig hübsch aus. „In diesem Ort hier hat der Krieg angefangen“, erklärt Serhij. „Russische Freischärler haben einfach auf die Häuser hier draufgehalten.“

Wir fahren weiter. Bis Donezk wären es noch zehn Kilometer. Dort sind die anderen. Ein Militärkonvoi kommt uns entgegen, mehrere Lastwagen. Zwei Betonbarrieren links und rechts machen die Straße eng. Soldaten in Tarnanzügen. Einer winkt mit der Kelle durch. Ein gewöhnlicher Pkw kreuzt unseren Weg. „Aha. Die Herren von der europäischen Überwachungsbehörde“, lächelt Oleh rüber zu Serhij. Mir ist natürlich nichts aufgefallen. Im Krieg schaut man wohl genauer . . .

Immer wieder in der Ferne, wie Tafelberge, die Kohlehalde. Anthrazitfarbene

Blöcke, trapezförmig. Daneben Fördertürme. Hier ist das Kohlevorkommen des Donezker Beckens, schon in der Sowjetunion eines der größten Industriegebiete und von höchster wirtschaftlicher Wichtigkeit. Dazwischen weit gestreut einstöckige Häuser, mit ihren Gärten und Obstbäumen. Tomaten wachsen auch im Herbst am Stock. Die nächste Straßensperre nehme ich schon nur noch am Rande wahr. Oleh dreht die Scheibe runter. Kurze Frage, knappe Auskunft. Das reicht. Hier bräche aber auch keiner durch.

Seit wir die tadellos ausgebaute Fernstraße Charkiw–Donezk–Rostow verlassen haben, ist das Fahren ein sehr anderes geworden. Die Straßen im Kohlerevier befinden sich ebenfalls im Kriegszustand. Ein einziger Teppich aus Schlaglöchern, leider ohne Muster. Hier ist kein Zufahren geradeaus mehr möglich. Hier muss der Fahrer tänzeln, sich herumwinden um die weggebrochenen Teile des Belags. Oleh bringt seine ganze Kunst auf, kann sich wenigstens am Steuer festhalten. Aber wir Beifahrer haben alle Mühe, uns an unsere Sitze zu klammern. Und der Fahrer schont uns nicht. Er drückt ordentlich auf die Tube. Denn unser Programm ist dicht gedrängt. Die Entfernungen zwischen den Schulen und Kindergärten, die in der Region anzufahren sind, um die Geschenke und unsere Lesungen abzuliefern, sind nicht klein.

Wir fahren die erste von drei Schulen an. Die Direktorin, eine hübsche junge Frau auf hohen Stöckelschuhen, sichtbar feingemacht für unseren Besuch, empfängt uns an der Tür der Schule, eine Art Hefekranz auf den Händen, und heißt uns willkommen. Jeder bricht sich ein Stück ab und steckt es in den Mund. Die Schule befindet sich im ehemaligen Kulturhaus aus sozialistischer Zeit. Im hinteren Teil ist eine medizinische Station untergebracht für Soldaten, die verletzt von der Front kommen.

Der Saal, in dem wir lesen, ist wie zu erwarten rappellvoll. Fünfzig Schüler vielleicht, vierzehn, fünfzehn Jahre alt, die Buben, wie üblich, verstecken sich in den hinteren Reihen. Bei zwölf höre ich auf, als ich die Lehrer unter ihnen zähle. Lehrer? Alles Frauen, die meisten schon fortgeschrittenere Semester, bestimmt auch Pensionärinnen darunter. In der Ukraine gibt es keine Altersgrenze, auch an den Hochschulen nicht, und wer eben noch kann, nutzt das aus, denn die Renten reichen kaum zum Leben.

Serhij, der diese Lesereisen in den Donbass regelmäßig unternimmt, liest seine Gedichte vor, dann meine in Übersetzung. Das anschließende Gespräch ist ausgesprochen munter. Zuerst dominieren die Lehrerinnen das Feld, dann werden die Mädchen vorne mutiger, und es entwickelt sich ein lebhaftes, unbefangenes Gespräch unter allen Beteiligten, es wird viel gelacht. Und es geht um Literarisches. Über den Krieg keine Silbe. Die Neugier der Jugendlichen auf den ausländischen Gast ist natürlich groß, auch nach privaten Dingen (ob verheiratet, wie viele Kinder). Über die Frage, ob ich in einem Haus wohne, muss ich selbst erst einmal nachdenken. Zum Schluss große Verbrüder- und Verschwisterung vorne, auf dem Gruppenfoto oder zu zweit und zu dritt. Ein frisches und erfrischendes Erlebnis, das mich froh macht.

Als wir den Ort verlassen, sehe ich in der Toreinfahrt eines Gartens, unter dunklen Obstbäumen kaum zu erkennen, einen Panzerwagen stehen, von Tarnnetzen bedeckt, darauf mehrere Soldaten

mit MG im Anschlag. Am Ortsausgang hängt der ganze Dachgiebel eines ziemlich neu gebauten Wohnhauses über die Fassade hinab bis ins Blumenbeet. Darüber spannt sich ein makellos blauer Himmel, der dem Sonnenschein freie Fahrt gibt auf die Welt. Eine Frau am Bordstein bietet in ihrem Körbchen Pflaumen an.

Zwischen den Kohlehalde, im Dunst der Horizontlinie die Hochhäuser von Donezk im Blick, fahren wir auf einen Hügel zu, der auf mich künstlich wirkt. Wie aufgeschüttet. Oleh drosselt das Tempo, zögert. Knapper Wortwechsel mit Serhij. Der Fahrer stößt zurück auf dem Weg, der so gut wie nur aus tiefen Löchern besteht, dreht, unsere Köpfe fliegen bis fast an die Decke. Es geht zurück. „Dahinter kann schon geschossen werden“, sagt uns Serhij zu dem Wendemanöver des Fahrers.

Vor Marjinka, wo die nächste Schulleitung stattfindend soll, das rostige Gerippe von Gewächshäusern. Eine ausgebrannte Tankstelle. Die Straße führt auf eine Brücke zu. Sie steht noch, aber unmittelbar davor und dahinter ist die Zufahrtsstraße abgerissen. Die Brücke hängt also buchstäblich in der Luft. Drum herum stehen Soldaten. Das sei die Stadtautobahn zum Flughafen von Donezk gewesen. Oleh dreht wieder mal um. Er muss es auf anderem Weg nach Marjinka versuchen. Die Betonblöcke und Poller, die die Durchfahrt verengen, nehme ich mittlerweile so wenig mehr wahr wie die ständigen Schlagbäume. Das riesige Gewölke seitlich: ein grauschwarz verqualmtes Kohlekraftwerk. Der Dreck kommt aus vielen Schloten, an die zwanzig.

Auf der anderen Seite ein Wohnkomplex, gigantisch groß. Ein Dutzend Hochhäuser, zehnstöckig vielleicht, im Karree über Eck gestellt, durchaus neueren Datums. Zuerst fällt mir nichts Besonderes auf. Es muss mir gesagt werden: Die Fenster sind alle schwarz. Nur noch Löcher. Niemand kann hier mehr wohnen. Keinen einzigen der Blocks hat die russische Artillerie ausgelassen. Drüben liegen Bahngleise. „Dahinter“, zeigt Oleh mit dem Arm, „beginnt das Minenfeld.“

Es ist Abend geworden. Nur noch eine Station ist anzufahren und nur Geschenke abzugeben. Lesungen wären hier fehl am Platz. Es ist ein Kindergarten der Unicef, eingerichtet für Kinder, deren Eltern in dem stinkenden Kohlekraftwerk in der Nähe arbeiten. Eine gepflegte Anlage, unter hohen alten Bäumen gelegen und mit einem stabilen Zaun gesichert. Neben der allgegenwärtigen ukrainischen Fahne flattert hier auch das blaue Banner Europas. Kinder wuseln schreiend auf den Steinplatten umher, drei Kindergärtnerinnen warten schon am Rand auf uns. Ich trage einen großen Karton zur Tür, der gottlob wesentlich leichter ist, als er aussieht. Währenddessen kommt jetzt endlich der giftgrüne Plastiktraktor zum Einsatz. Gleich hat ihn ein Bub sich geschnappt und dreht seine Runden damit unter dem Gekohle der anderen. Wenigstens ist es kein Panzer.

Es geht zurück. In einem Wirtshaus an der Landstraße machen wir eine kurze Pause, nehmen unsere einzige Mahlzeit heute ein. Längst ist es dunkel geworden, und es stehen noch gut vier Stunden Rückfahrt an. Zum Glück ohne Schlaglöcher.

Michael Zeller, geboren 1944 in Breslau, ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Geschichten- und Gedichtband „Die türkische Freundin“ (Asso Verlag).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Anna Achmatowa

Mit dem Strohalm trinkst du meine Seele

Mit dem Strohalm trinkst du meine Seele.
Ihr Geschmack ist, ich weiß, cocktail-bitter.
Nur die Folter nicht stören durch Flehen,
Meine Ruhe – seit Wochen ein Mittel.

Bist du fertig, so sag's mir. Nicht traurig –
Meine Seele ist nicht mehr auf Erden.
Ein Stück Weg geh ich noch und dann schau ich
Wie die Kinder dort spielen werden.

Stachelbeersträucher stehen in Blüte,
Hinterm Zaun fahren sie Ziegel in Kisten.
Wer bloß bist du: mein Bruder? Geliebter?
Ich weiß nicht mehr, brauch's nicht zu wissen.

Nur – wie hell ist es hier, wie verwahrlost,
Müder Körper, er atmet schon besser . . .
Die Passanten wohl denken sich harmlos:
Wahrscheinlich ist sie Witwe seit gestern.

10. Februar 1911

Aus dem Russischen von Ralph Dutli

Ralph Dutli

Bitteres Rauschgetränk der Poesie

In diesem Gedicht geschieht Ungeheuerliches. Es laut altem Glauben unsterbliche Seele wird von einem grausamen Gegenüber weggetrunken wie ein alkoholisches Getränk, als wäre sie ein Cocktail oder Aperitif. Bis kein Leben mehr da ist, bis sie die Welt verlassen hat („Meine Seele ist nicht mehr auf Erden“). Ist die Frau tatsächlich tot, die hier spricht? Spricht sie aus dem Jenseits? Sie behauptet, sie sei tot, aber sie spricht doch, sie hat eine Stimme.

Die Frage, woraus die Seele gemacht ist, hat die Menschheit seit je umgetrieben. Immateriell, feinstofflich oder feuerartig? Besteht sie aus Seelenatomen? Ist sie ein körperloser Lufthauch? So provokant wie in diesem russischen Gedicht wurde die Seele noch nie dargestellt. Sie ist kein zartes Luftgebilde, sondern ein bitteres, berauschendes Getränk. Bizarr und verstörend auch das Bild des Strohalmes, der banalen kanalisierenden Trinkhilfe, durch den die Seele ihren finalen Weg nimmt.

Dreimal erscheint ein Du. Das männliche Gegenüber verkörpert Gewalt, vollzieht sie grausam-konkret: ein Folterer. Erst spät, vielleicht nach mehrfachem Lesen, ahnt man – aber woher kommt diese Ahnung? –, dass hier die Geschichte einer schmerzhaften Trennung verschlüsselt liegt. Einer Frau wird Unrecht getan, aber sie ist – als ein weiteres Skandalon des Gedichts – scheinbar von absoluter Ungerührtheit. „Bist du fertig, so sag's mir“: Gibt es einen heftigeren verbalen Faustschlag ins Gesicht – im Gedicht?

Sie gönnt dem peinigen Partner keinen Triumph, bleibt stoisch, lässt kein Flehen hören. Ihr demonstratives Unbeteiligtsein ist ihre einzige Gegenwehr: „Meine Ruhe – seit Wochen ein Mittel.“

Aber sie geht wie eine Tote durchs Leben. Die spielenden Kinder sind kaum die ihren, kein besitzanzeigendes Fürwort lässt die Zugehörigkeit erkennen. Es sind fremde Kinder. Sie verkörpern die Zukunft, die die Frau in diesem Leben offenbar nicht mehr hat. Auch das Alltagsleben, das ohne sie weitergeht, registriert sie kühl. Das Blühen der Natur, in den Stachelbeersträuchern: passend, dass im deutschen Wort „Stachelbeere“ der Stachel sitzt, die Möglichkeit weiteren Verletztwerdens. Dazu eine scheinbar banale Aktivität: der Transport von Ziegeln, mit denen sonst funktionsgemäß ein Dach gedeckt wird. Hier aber ist es ein Dach, zu dem kein Haus (mehr) existiert. Nur die menschliche Geschäftigkeit, nur Teilstücke eines Hauses, aber keine Behausung mehr.

Anna Achmatowa (1889 bis 1966) ist eine Meisterin in der Kunst, psychische Vorgänge in Dinge und simple Akte zu übersetzen. Profane Alltagsgegenstände maskieren Schicksalsschläge, den Stoff von Liebesdramen, hinter denen Schmerz und Chaos stehen. Stolz Abgrenzung und Verweigerung verhüllen das Zittern der Emotion. Im Gedicht vollzieht sich die Bändigung des Unsagbaren, Grausamen, Verstörenden. Den „Ton beherrschten Entsetzens“ will der

Literaturnobelpreisträger Joseph Brodsky in Achmatowas Gedichten wahrgenommen haben.

Die Spannung im Gedicht kommt vom Schwanken zwischen schierer Drastik und demonstrativer Ruhe. Die letzte Strophe regelt die Lichtverhältnisse. Es ist das Bild eines diesseitigen Jenseits, ein unbestimmter Raum voller Licht. „Wie hell ist es hier“ – doch das ist kein Trost, denn die zweite Hälfte des Verses mit dem Wort „verwahrlost“ zerstört jede Aussicht auf Geborgenheit, Gemütlichkeit, Ordnung. Die Umgebung ist so beschädigt wie die Frau, die eine schmerzhaft Trennung erlitten hat.

Die Stimme beschwört ihre absolute Vereinzelung. Nicht die Kinder werden angesprochen, nicht die Passanten. In ihrem Jenseits taumelt sie als Scheintote durch die Anforderungen des Alltags. Die Seele ist nicht mehr auf dieser Welt, aber der Körper ist noch da. Seine Müdigkeit wird konstatiert, er atmet, zweifellos. Der Status der Frau ist keine gewöhnliche Witwenschaft (wie die Passanten glauben mögen – sie scheint ihre Gedanken zu lesen).

Die verlassene Frau weiß, dass sie keine Witwe ist. Sie ist einsamer als eine Witwe, die wenigstens noch die Erinnerungen an einen geliebten Partner haben könnte. Selbst das peinigende Gegenüber ist von zweifelhaftem Status, sie weiß nicht einmal mehr, wer sie verstößt, gefoltet hat („Wer bloß bist du: mein Bruder, Geliebter?“). Sie hat keine Erinnerungen mehr, braucht keine, wie

sie behauptet, denn die Trennung ist von schneidender Endgültigkeit.

Das Gedicht lebt von der Übertreibung. Eine Trennung ist kein Tod. Aber die weibliche Stimme suggeriert, dass sie schlimmer sei als dieser. Ob man wissen muss, dass Ehekrise und Bruch zwischen Achmatowa und dem Dichter Nikolaj Gumiljow hier verschlüsselt liegen? Im April 1910 heirateten sie, bald darauf schon trennten sie sich, erst 1918 ließen sie sich scheiden, im August 1921 wurde Gumiljow als angeblicher Verschwörer von den Bolschewiken hingerichtet. Doch das seltsame Gedicht mit dem Strohalm und der gemarterten Seele lässt alle biographischen Details hinter sich.

Das Gedicht ist selbst ein verstörendes Seelengetränk. Mit Maß zu genießen. Bitter und berauschend. Und das Gefäß schierer sprachlicher und emotionaler Intensität.

In: „Sternensal“. Russische Lyrik. Eine thematische Anthologie. Herausgegeben und kommentiert von Ulrich Schmid. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2003. Vergriffen.

Von Ralph Dutli ist zuletzt erschienen: „Rutebeuf: Winterpech & Sommerpech“. Aus dem Französischen des 13. Jahrhunderts übertragen und mit einem Essay von Ralph Dutli. Wallstein Verlag, Göttingen 2017. 208 S., geb., 22,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter www.faz.net/anthologie.